

Werner von Mutzenbecher

# Brücke am Fluss

Erzählungen

ATHENA-Verlag

## Inhalt

Malta	7
Inselsummer	19
Sommerzeit	20
Traum	22
An E. E.	23
Im Wald	24
Schön schreiten die Japanerinnen ...	27
Ein animatronischer Traum	28
Tod und Teufel	30
Effie	33
Die Hexe	36
Der Soldat	39
Der Triebtäter	41
Spielsoldaten	43
Soldatisches	44
Die Schlacht	45
Das Strassenrennen	47
Von alten und neuen Rennmaschinen	48
Aufstieg und Fall eines Matadors	50
Der Prinz und die Gänsemagd	53
Schulaufgaben mit Gertrud	57

Die erste Nacht	59
Sie und Er, nachts	61
Leda und der Schwan	62
Der Jahrmarkt	67
Meeresidylle	72
Zwei Freundinnen	76
Die Alphütte	80
Traum vom Turm	84
Blind Date	85
Goya	88
Die erste Spanienreise	90
Die Zauberarmee	91
Sätze vom Sommer	93
Eine Doppelhochzeit	95
Leontas, ein König	112
Petrarca	124
Echnaton	126
König Drosselbart	128
König David	130
Am Fluss	132
Blumen	135
Auf der Brücke	137

## Inselsummer

Blau glüht der Himmel, rosa und weiss blüht Oleander, das Meer liegt weit und leer. Blau, blau, blau. Seemöven kreisen hoch und stechen hinab. Ruhig zieht ein Schnorchler seine Bahn. Vom Felsen oben stürzt sich die Seemöve steil auf den Schwimmer und fliegt schreiend knapp über seinen Kopf, verteidigt vielleicht ihr weites Revier. Wie ein plötzlicher Gedanke huscht der Schatten der schnell fliegenden Seemöve über das Meer. Der Ansturm der Welle überflutet den Felsen, dann fliesst das Wasser blitzschnell vom Felskopf wieder ab, der Spiegel sinkt, der Fels steht in der Luft, und wieder rauscht es mit Macht heran, der Fels aber hält stand. Fern auf der weiten, blauen Fläche kreuzen langsam weisse Segel. Glühend der Sand, und in der Abendsonne, noch immer heiss, die Strasse, vorbei an Zypressen, Olivenbäumen, Oleander, Büschen. Tief in der Senke die Kapelle, umwachsen von Schilf und Gebüsch. Steil erhebt sich dahinter der Hang, ganz oben liegt das Räubernest, die Stadt, die leuchtend ins Blaue ragt. Boote ziehen weisse Streifen auf dem blauen Meer. Wissen, dass draussen die Sonne brennt, das Meer blau wartet, wenn im halbdunklen Zimmer noch Nachmittag ist. Am Tag die Tauben, nachts die Grillen. Kakteen strecken ihre Arme, ihre Blätter. Das Meer glitzert gefährlich im Gegenlicht.

## Traum

Sie stand im Torbogen, eine dunkle Gestalt, unbeweglich, ich ging zu ihr hin und sprach sie an, wie heisst du, fragte ich, sie lachte nur und sagte, ich sage es dir nicht, sag du mir zuerst deinen Namen, dann sag ich dir meinen, ich antwortete nicht, nahm nur ihre linke Hand, hob sie hoch und führte sie zu meinem Mund, drückte einen sanften Kuss darauf, ihr Gesicht lag im Schatten, ich fragte, kommst du mit mir, du Namenlose, sie nickte, bis in die Dunkelheit folge ich dir, aber auch hinaus ins Licht, sie öffnete den Mantel, zog mich zu sich, wir umarmten und küssten uns, eine Kühle ging von ihr aus, aber ihre Küsse schmeckten warm und weich.

## Sommerzeit

Die kleinen Freuden des Tages, das Alltägliche. Der Asphalt glüht, Gras wächst aus den Ritzen, wild aufgeschossen blüht die Böschung am Fluss. Das Wasser fließt sommerlich träge, grün. Hoch türmen in der Ferne weisse Wolken sich zu entfernten Gebirgen. Da sein, dort sein, Erinnerungen, Tagträume und nachts ein kurzer, unruhiger Schlaf. Und in den Zimmern Dämmerung, gestaute Luft. Die Hänge voller Reben, der Mais steht hoch und biegt sich im Wind. Kühlendes Wasser umschliesst die Haut im Bad, dunkel geröstete Leiber stolzieren oder liegen neben weissen, weichen Bäuchen, noch unbesonnen. Dort aber die Musik der Tauben am Tag, der Grillen des Nachts. Seemöven ziehen hoch ihre Kreise, stechen kreischend im Sturzflug hinab. Und wie ein plötzlicher Gedanke fliegt ein schneller Schatten über den einsamen Schwimmer im Meer. So blau das Wasser und hellgrün und schwarz. Aber glitzernd im Gegenlicht. Ins Weite hinaus, immer weiter, gegen die schwärzlichen Wellen, der Sonne entgegen, ohne Wiederkehr. Haftung der Sohlen am Boden, animalisch der Schweiß, lange vermisst. Schönheit der Körper im Licht, leuchtendes Hellgrün der Blicke oder samttiefes Dunkelbraun. Die Wellen branden gegen die Felsen, überspülen sie, beim Rückfluss sinkt der Spiegel, der Fels aber hält stand. Rosa und weiss blüht Oleander, Kakteen recken fleischige Arme. Die Stadt auf dem Hügel bietet Verfolgten Schutz, Gesetzlosen Zuflucht. Wind weht und

## Die Schlacht

Das Wiehern der Rosse, das Stampfen der Hufe, die Zurufe der Krieger, der Schall der Trompeten, die zum Angriff blasen. Ritter Alfons sitzt hoch im Sattel, hält mit der ehernen Faust die hohe Lanze aufrecht, bereit sie zu senken im Vorwärtsstürmen gegen den Feind. Es ist der erste Kampf, den Alfons zu bestehen hat. Er wird Tapferkeit zeigen, das hat er sich geschworen, auch wenn ihm etwas bange ist nun, da er die waffenstarrende Schlachtreihe vor sich sieht. Ritter Alfons ist gerade neunzehn Jahre alt. Die Feier seines Geburtstages, zusammen mit den Freunden, der Abschied von der Geliebten, die ihn ungern ziehen liess. Tränen flossen, aber die letzte Liebesnacht war gross. Unendlich weit scheint sie Ritter Alfons jetzt. Der Befehl zum Angriff ertönt, die Rosse preschen Staub aufwirbelnd voran. Alfons in der Schar der Reiter gefangen. Kein Denken mehr. In der Sonne blitzend die Rüstungen der Feinde, manchmal vom Dunst wieder verhüllt. Das Leuchten der eigenen, der fremden Fahnen. Immer näher rückt die feindliche Phalanx, Alfons gibt seinem Pferd die Sporen, galoppiert hinein in die Lanzen der Gegner, hält seine eigene stossbereit. Wie ein Kornfeld schliesst sich die Masse der fremden Krieger um ihn zusammen, er ist mittendrin. Er hebt einen, einen zweiten, einen dritten aus dem Sattel. Halbwegs nur nimmt er das Stürzen links und rechts neben sich wahr. Von den Schreien der Getroffenen hallt die Luft. Alfons ist wie taub und blind, stürmt weiter, bis er auf

die harte Lanze eines feindlichen Reiters trifft. Seine Rüstung hält dem gewaltigen Stoss nicht stand. Mit durchbohrter Brust fällt Alfons nach hinten und sinkt sterbend vom Pferd. Wie etwas Fremdes sieht er noch als letztes den blauen Himmel über sich, dann liegt er am Boden, wird von Freund und Feind überritten. Uebel ist er zugerichtet, als man ihn findet.

## Das Strassenrennen

Als Knabe besuchte ich an der Hand meines Grossvaters ein Strassenrennen, das in einem Randquartier der Stadt ausgetragen wurde. Nie werde ich den berausenden Geruch des Rennbenzins vergessen, den ich damals in mich aufzog. Alles war sehr einfach und auch proletarisch, wie überhaupt der Motorrad Rennsport früher. Als ein Motorrad in Flammen aufging, wurde eine Sammlung veranstaltet für den Fahrer. Mein Grossvater und ich hatten nur schwarzen Rauch aufsteigen sehen hinter den Häusern nach der Kurve. Ja, die Kurven! Es war aufregend, von ganz nah die Seitenwagenfahrer zu beobachten, wie sie brüsk abbremsten, leicht schlingerten, wieder Gas gaben und um die Kurve zogen. Der Schmiermaxe, wie der Beifahrer hiess, kauerte mit Turnschuhen auf dem flachen Boden des Seitenwagens. Dann, in der Kurve, lehnte er sich weit und tief hinaus, berührte fast den Boden mit der Schulter. Ja, und die lange Gerade, mittendrin von einem Industriegleis durchschnitten und etwa auf gleicher Höhe von einer Passerelle überquert: Dort wurde Höchstgeschwindigkeit gefahren ...

## Von alten und neuen Rennmaschinen

Funkelnde, rotlackierte Rennmaschinen mit runden weissen Nummernschildern vorne und hinten auf jeder Seite, Motorräder, die keine Strassenzulassung haben, die nur zu festgesetzten Zeiten auf festgesetztem Circuit fahren dürfen, die einen Höllenlärm machen, weissen Rauch ausstossen, die in wenigen Sekunden von Null auf Hundert und mehr beschleunigen können, mit denen man in extremer Schräglage in die Kurven liegen kann, Motorräder, die einen Namen haben, die Tradition haben: Von solchen Maschinen zu träumen ist nicht unehrenhaft.

Oder die gekrümmten Rücken der Rennfahrer, mit der Bordkamera aufgenommen – oder der ganze Fahrer in Seitenansicht mit dem Teleobjektiv erfasst, tief geduckt auf der Maschine liegend, die bunt mit Werbeschriften versehen in Grossaufnahme langsam an dir vorbeizieht – oder eher der Blick von oben, von weiter weg, fast aus der Vogelperspektive, wo die breite, leere Strasse mit den wie Bienen heransausenden Motorrädern gezeigt wird – oder schliesslich, von halb nah gesehen, die Duelle zwischen zwei Fahrern, eng nebeneinander in der Kurve, und einer schiebt sich innen am andern vorbei – und das Wheelie des Siegers, der hochgereckte Arm mit der geballten Faust, die Ehrenrunde mit der schnell übergeworfenen Landesfahne.

Auch von den Stürzen liesse sich reden und dass der Fahrer wie eine Puppe abgeworfen wird, zum Glück meist unverletzt mit zappelnden Beinen Kopf oder Rücken voran im Kiesbett landet, während die Maschine, oft sich überschlagend weiter-schlittert und viel Staub aufwirbelt. Dann ist man froh, wenn der Fahrer schnell wieder aufsteht, zu seinem Motorrad hin-rennt, es aufstellt, schiebt und womöglich, sich in den Sattel schwingend, das Rennen wieder aufnimmt, wenn auch ohne Chancen, in die vorderen Ränge zu fahren.